

Menschliche Notwendigkeiten, Gottes Möglichkeiten, Hoffnungshorizonte

Predigt am 9. Mai 2010 in der Barfüßerkirche zu Augsburg
Textgrundlage: Joh 14,1-14

Von Thomas Schärfl

(Professor für Philosophie an der KThF der Uni Augsburg)

Aus aktuellen Gründen ist die Predigt weitaus weniger abstrakt und grundsätzlich ausgefallen als ursprünglich vorgesehen. Die aktuellen Vorgänge in Politik und Kirche lassen es nicht zu, von Hoffnung nur in einer sehr unbestimmten Weise zu reden. Der vorliegende Text wurde in einer kürzeren Version vorgetragen. Die nicht vorgetragenen Passagen wurden in Kursivschrift gedruckt.

Ein Radiointerview hat gestern von den Vorbereitungen für den Ökumenischen Kirchentag in München berichtet. „Damit Ihr Hoffnung habt“ ist das Motto und die Überschrift für diese Tage. Jugendliche wurden befragt; sie haben von einer Aktion berichtet, bei der das Wort „Hoffnung“ wie ein Wegweiser und Gedenkstein in verschiedensten Versionen und Variationen über die Stadt München verteilt werden soll, um Menschen an etwas zu erinnern: an Hoffnung. In den Interviews wurden diese Jugendlichen auch gefragt, worauf sie selbst das Wort „Hoffnung“ beziehen würden. „Wir brauchen Hoffnung“, hieß es da, „weil wir das Gefühl haben, dass uns die Welt aus den Fugen gerät – die Finanzkrise, die Umweltkatastrophen – zuletzt ein Vulkan, der den ganzen technologischen Stolz im Westen recht alt aussehen ließ.“ „Wir brauchen Hoffnung, weil die Menschen im Moment so wenig Hoffnung haben.“

Hoffnung steht in einer Verbindung zur Liebe und zum Vertrauen. Und gerade das ist erschüttert. Das Vertrauen darauf, dass Märkte regulierbar sind und Staaten so stabil, dass sie uns über schwere Erschütterungen hinwegführen können, hat sich als trügerisch erwiesen. Es ist nur zu verständlich, wenn wir uns fragen, was dieses Vertrauen wert war – und ob die Institutionen, denen wir vertraut haben, es wert waren. Banken, Unternehmen, ja ganze Staaten stehen da wie kleine und große Gauner. Vielleicht ist die Erschütterung gerade für meine Generation noch größer als für die vorher gehende und die nach folgende: Die Vorgängergeneration hat noch die Fragilitäten der Nachkriegszeit erlebt im Wissen, dass ökonomische und staatliche Sicherheit keine Selbstverständlichkeit, sondern fast schon ein Luxus sind. Die Nachfolgegeneration ist pragmatischer und klüger als meine – sie ist misstrauischer und weiß, dass man sich am Ende auf nichts verlassen sollte, weil nichts sicher ist, weil sich alles sehr schnell ändern kann – schneller als sich das Design eines I-Pods, I-Pads oder einer Windows-Version ändert ... Für meine Generation ist es erschütternder, weil wir gewohnt waren, einem starken Staat zu vertrauen: einer sicheren Währung, einer sicheren Weltordnung, einer zuverlässigen Regierung und vor allem (im Großen und Ganzen) dem Anstand der Regierenden, der Staaten und der Unternehmer. Diese Hoffnung war trügerisch – und mit ihr müssen wir auch unser Vertrauen neu hinterfragen und uns einfügen in das, was unsere Eltern schon wussten und unsere jüngeren Geschwister oder Kinder neu ausbuchstabieren mussten: Trau niemanden – rechne mit allem, rechne auch mit dem Schlimmsten. Sie als Studierende haben das vielleicht schon verinnerlicht:

„Traue niemandem.“ Traue keiner Studienberatung, keinem Modulhandbuch und keinem Professor ...

„Wir brauchen Hoffnung“ – hieß es in dem Radiointerview. Aber auf wen sollen wir hoffen? Diese Frage hat das Interview nicht mehr direkt beantwortet? In der Sehnsucht danach, einen Raum des Vertrauens und der berechtigten Hoffnung, einen Fels in der Brandung angesichts der Unsicherheit der Zeitläufe zu finden, lässt uns (und hier spreche ich aus der Perspektive der Ersten Person mit einem Blick auf die Katholische Kirche) die Kirche auch allein. Die Liebe zur Kirche war nie ganz leicht – wer würde das nicht sagen. Ich habe meine Liebe zur Kirche einmal verglichen mit der Liebe zu einer alten Großmutter: Man respektiert und liebt sie von Herzen, aber manchmal traut man sich mit ihr nicht auf die Strasse oder schämt sich ein wenig für sich, weil sie zu viel redet, sich unschicklich benimmt, ein wenig senil geworden ist. Aber im Moment versagt diese Analogie vollkommen; und in meine Fassungslosigkeit mischt sich Wut und Verzagtheit. Wie soll man denn auf so eine Kirche noch hoffen, die sich als so verdorben, als so scheinheilig, als so unfähig herausgestellt hat. Mir ging der Besuch am Krankenbett meines angehenden Schwiegervaters unter die Haut: Sein Körper ist pflegebedürftig, ein Schlaganfall hat ihn unbeweglich gemacht. Sein ganzes Leben lang hat er die Kirche geliebt, in ihr gelebt und sie auf seine einfache Weise geliebt. In den wenigen lichten Momenten, die ihm noch geblieben sind, hat er mich angeschaut und vor sich hin gemurmelt: „Die katholische Kirche – so ein Unglück, so ein Unglück, wie konnte das nur passieren ...“ In solchen Momenten fällt auch der kalte Zynismus eines Theologen – und da bekenne ich mich schuldig – von mir ab. In solchen Momenten hilft das: „Wir wussten es doch immer schon irgendwie, wir haben es geahnt.“ überhaupt nicht mehr weiter. In solchen Momenten beginnt die Trauer – eine Trauer, die den letzten Rest des Vertrauens wegspült.

Was bleibt, ist kalte Wut. Nicht nur Wut darüber, dass Hirten es zugelassen haben, dass pädophile Wölfe im Schafspelz sich an Kindern und Jugendlichen vergangen haben. Nicht nur Wut darüber, dass die Hirten nicht die Kraft hatten, zur Wahrheit zu stehen und mit dem Vertuschen und dem Lügen gar nicht erst anzufangen. Nicht nur Wut darüber, dass sich unter dem Anspruch von Autorität und Heiligkeit, von Amtswürde und Führungsstärke ein menschlicher Abgrund ungeahnten Ausmaßes auftut. Nein, es ist vor allem die Wut darüber, dass die Worte „Wahrheit“, „Barmherzigkeit“, „Liebe“ entwertet worden sind. Wir sitzen da vor den großen Worten und den großen Versprechungen, die in diesen Worten liegen – und müssen fest stellen, dass sie nichts mehr wert sind. Sie sind leer geworden. Damit sind wir alle gestraft – aufs Bitterste gestraft worden, weil wir mit leeren Worten im Stich gelassen wurden. „Wir haben auf Euch gehofft“, „Wir haben Euch vertraut“ – so würden wir sagen, wir haben geglaubt, dass Ihr uns den Himmel zeigen und uns die Jakobsleiter hinaufführen könnt. Aber Ihr habt uns in die menschlich-allzumenschliche Kloake geführt ... Dass wir in der katholischen Kirche nunmehr mit leeren großen Worten dazusitzen, ist eine Erschütterung, die wir noch nicht einmal im Ansatz verstanden haben und an der wir noch lange, lange leiden werden. Es ist kein Wunder, dass sich Menschen abwenden – sie sind ohne Hohn, sie sind ohne Hoffnung, sie sind alleingelassen.

Wir brauchen Hoffnung. Aber worauf sollen wir hoffen? Die Passage aus dem Johannesevangelium nimmt uns hinein in eine sehr intime Szene. Jesus verabschiedet sich von seinen Jüngern, er hinterlässt ihnen ein Testament – es ist ein Situation des Vertrauens unter den Umständen äußerster Hoffnungslosigkeit: der Karfreitag steht unausweichlich bevor, die Hoffnungsschimmer des

Galiläischen Frühlings sind verschwunden, der Kreis derjenigen, die Jesus zu verstehen suchen, ist immer kleiner und kleiner geworden. Wie kann man da noch hoffen? Jesus dreht unsere Blickrichtung um: die menschlichen Möglichkeiten sind eng gesteckte Grenzen. Gottes Hoffnungshorizonte und Gottes Möglichkeitsspielräume sind ganz andere. Unsere Hoffnung darf sich auf eine Heimat richten, die unerschütterlich gewiss und die absolut sicher ist: die Liebe des Vaters. Jesus streckt sich hier selbst aus, streckt sich auf den himmlischen Vater hin, wird zum Wegweiser in die himmlisch Stadt, für die wir bestimmt sind.

In einem erfolgreichen Popsong hat Whitney Houston im letzten Jahr gesungen: *„Ich bin müde, ich liege auf dem Schlachtfeld - meine Beine tragen mich nicht mehr, meine Flügel sind gebrochen. Aber ich schaue auf Dich. Alle Entscheidungen, die ich traf, jeden Weg, den ich eingeschlagen habe, hat mich gereut. Aber ich schaue auf Dich.“* Dass Whitney hier Gott selbst meint, ist - nicht nur wenn man ihre eigene Biographie vor Augen hat - vollkommen klar. Der Popsong wiederholt in einfacheren Worten die Haltung Jesu im Johannesevangelium, die auch den Jüngern als Tugend anempfohlen wird: „Schaut zum Vater; schaut auf mich, dann könnt ihr den Vater sehen.“ Das ist die einzige, echte Quelle der Hoffnung.

Ist diese Haltung - wie manche Philosophen gerade neomarxistischer Couleur dem Christentum vorgeworfen haben - eine billige Vertröstung? Und hindert sie uns, mit allen Kräften an einer menschlicheren, mitleidigeren, ehrlicheren, friedlicheren, körperlich und geistig gesünderen Welt zu arbeiten? Nein. Diese Haltung macht uns nüchtern, ohne pessimistisch oder defätistisch zu werden: Unsere Heimat, so sagt uns das Johannesevangelium, ist nicht hier. Unsere Heimat ist beim Vater. Deshalb dürfen wir alles, was uns umgibt, auch als Provisorium betrachten. Und das gibt uns die Courage, dass wir mutig allem entgegentreten, was sich so aufführt, als wäre es unausweichlich, unbezwingbar und für alle Ewigkeit so gefügt: den Gesetzen des Marktes dürfen wir genauso entgegen treten wie der Gier und Betrugssucht der Marktbeherrscher, der Scheinheiligkeit der Menschenführer genauso wie der barocken Dreistigkeit lüglicher Amtsträger.

Menschen sind Wesen der Hoffnung. Auch in ihren illusionären Wünschen und Träumen sind sie sich - wie man philosophisch sagen könnte - immer ein Stück voraus. Dabei bezieht sich dieses Voraussein nicht nur auf die Zeit; Hoffnung ist nicht nur etwas für die, die noch Zeit vor sich haben: für die Jungen, für die Agilen, für die Lebensbejahenden. Noch an der Grenze des Menschenmöglichen kann der Mensch hoffen. Und schon wieder macht sich ein Einwand bemerkbar: Ist so eine Hoffnung, die an die Grenze geht und auf der Grenze balanciert, nicht etwas vollkommen Illusionäres? Ist nicht der, der ernsthaft hofft, der Dumme? Sind nicht die Abgeklärten, Abgebrühten, skeptischen Zyniker, die dem Hoffenden, ein kühles „Glaubst Du das ernsthaft? Du träumst doch nur!“ hinwerfen, die größeren Realisten? In der Logik der Welt scheint das der Fall zu sein. Aber auch hier rückt uns das Johannesevangelium den Kopf zurecht: Wir sollen und dürfen uns nicht von der Logik ‚dieser‘ Welt überwältigen lassen. Sie löscht den Glauben und das Vertrauen aus. Die Strukturen dieser Welt, die wir gerade in diesen Tagen als so allgegenwärtig und als so unausweichlich erleben, dass selbst der vertraute Raum der Kirche, an die wir uns oft so hoffend gewandt, ja geschmiegt haben, uns kalt und hoffnungslos vorkommt, sind nicht das letzte, sagt uns das Johannesevangelium. Wir sind nicht von dieser Welt; unsere Hoffnung darf sich aufschwingen, weil Jesus uns schon in eine andere Welt

blicken ließ. Unsere Hoffnung darf sich auf das Äußerste richten, auf die äußerste Grenze: auf Gott selbst. Wäre solche eine äußerst gewagte Hoffnung reine Illusion, so wären wir Menschen von vorne bis hinten bedauernswerte Kreaturen. Denn ob wir wollen oder nicht: Wir können gar nicht anders als uns in dieser Welt unbeheimatet und unbehaust zu fühlen. Wir können uns nicht damit abfinden, dass die Welt sich so dreht – in all ihrer Verkommenheit und Fragwürdigkeit – wie sie sich dreht, weil uns die Sehnsucht nach dem Himmel eingepflanzt ist. Wir Menschen sind heimatlose Wesen, die Heimat suchen; und wenn wir uns hier und jetzt eine Heimstatt aufbauen, so wissen wir doch auch, dass sie nur provisorisch sein kann. Wir leben im Provisorium – und das Johannesevangelium ist an dieser Stelle sehr deutlich und sehr klar; wir leben im Provisorium und sehnen uns nach der echten, bleibenden Heimat.

Erneut kann man fragen: Klingt das nicht sehr welt-flüchtend, wenn nicht gar welt-fremd? Klingt das nicht ein wenig danach, dass ich angesichts der bitteren Notwendigkeiten, angesichts der unausweichlichen Logik der Sünde, die offenbar auch das Heiligste und Reinste kontaminieren kann, alles hinwerfen möchte? Heißt Hoffnung nicht eher, dass man mutig die Ärmel hochkrempelt und anpackt? Wer sich die Strukturen der Sünde in all ihren Ausmaßen vor Augen hält, könnte geneigt sein, Hoffnungsimpulse für naiv und couragiertes Handeln für eine Sisyphosarbeit zu halten. Anders ist es jedoch, wenn wir uns das zu Herzen nehmen, was der Jesus des Johannesevangeliums buchstäblich ans Herz legt: Wer sich darüber im Klaren ist, dass seine Bestimmung ‚anderswo‘ liegt, der kann im Hier und Jetzt das Äußerste hoffen, weil das Hier und Jetzt zusammenschmilzt und in all seinen Fragwürdigkeiten auch zusammenschrumpft. Wer sich inne geworden ist, was es heißt, ‚anderswohin‘ seine Bestimmung zu haben, der kann mit der Welt, so wie sie ist, couragiert ins Gericht gehen. Um die Welt aus den Angeln zu heben, braucht es einen Punkt ‚außerhalb der Welt‘. Genau das hat der Johannesevangelist in dieser äußerst intimen Szene beschrieben: Jesus spannt sich selbst zum Wegweiser aus; er macht sich selbst zum Hebel, der die Welt aus den Angeln hebt, weil er seine Bestimmung von ‚anderswoher‘ hat und uns dahin verweist.

Wer die Welt aus der Perspektive des himmlischen Vaters sehen kann, sieht ihre Gesetze und Eitelkeiten – so würde der Johannesevangelist sagen – in anderen, neuen, relativen Verhältnissen. Nicht damit wir uns von der Welt abwenden, sollen wir sie aus einer anderen Perspektive sehen, sondern damit wir den Mut haben, ihre Eitelkeiten, ihre Fragwürdigkeiten, ihre Verfaultheit hinter uns zu bringen, um eben all das hinter uns zu bringen, was uns an der Hoffnung hindert.

Wir brauchen Hoffnung. Aber Hoffnung braucht etwas Großes, das Größte, auf das sie hoffen kann. Im Johannesevangelium ist des der himmlische Vater selbst, der unser Gegenstand und unsere Quelle der Hoffnung sein soll. Aus dieser Hoffnung fließen uns dann wieder Glaube und Liebe zu, die wir brauchen, um hier zu leben.

AMEN.